



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Biese, Alfred: Das Dichtergemüt

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

legen, wo die Lohnarbeiter sämtlich von dem natürlichsten Arbeitsinstrument, dem Boden losgerissen, des Schutzes der körperschaftlichen Organisationen und der patriarchalischen Verfassung beraubt und in Sklaverei und Mittellosigkeit hinabgestoßen wurden, die Zeit, in der das Scheusal Pauperismus dem Wesen und dem Namen nach geboren wurde. Im vorletzten Abschnitt dieser Periode, 1660 bis 1760, war den Paupers eine Erholung gegönnt. Von den in auswärtigen Unternehmungen erworbenen Reichtümern sickerte ein kleiner Teil bis in die untersten Klassen durch, und die durch das Aufblühen der Industrie vermehrte Nachfrage nach Arbeitern hob den Lohn. Die verhältnismäßig befriedigende Lage der labouring poor in dieser Zeit erzeugte den Optimismus wohlwollender Nationalökonomien, den wir bei Adam Smith wahrnehmen.

(Schluß folgt)



Das Dichtergemüt

Von Alfred Biese in Neuwied



nsre Zeit wird viel gepriesen und viel verkehert. Es gibt kaum ein schmückendes oder schmähendes Beiwort, das ihr nicht beigelegt würde. Die einen, die, von der Lust zu leben getragen und von dem Stolz über die Errungenschaften der Technik, der Industrie, der Naturwissenschaften geschwellt, nur die funkelnde und schimmernde Oberfläche sehen, wissen nicht genug zu rühmen, wie herrlich weit wir es gebracht haben im Vergleich zu vergangenen Jahrhunderten. Die andern glauben, alle Poesie sei aus dem armen, nüchternen, prosaischen Leben geflohen, es gäbe nur noch eine Macht, und die heiße das Geld, nur einen Zweck des Daseins, und der heiße Genuß; und sie können moderne Dichter und Philosophen als Zeugen anrufen, die das Mitleid als Schwäche brandmarken und das Gemüt als einen Artikel hinstellen, der aus der Mode gekommen sei und seinen Kurswert verloren habe. Aber wenn wir auch uns nicht zu denen rechnen wollen, die griesgrämig und nörgelsüchtig alles, was der Gegenwart den Stempel gibt, bekritteln und verdammen, noch auch zu denen, die alles Moderne schön und unvergleichlich finden, zu leugnen ist das eine nicht, daß vor all der Unruhe und Hast und dem Tzen nach zeitlichen Gütern die Ruhe vielfach abhanden gekommen ist, die nun einmal unumgänglich nötig ist zur Bildung klarer und echter Empfindungen und reiner und hoher Gedanken, die auch für das Wollen und Handeln keimkräftig wirken. Es ist nicht zu leugnen, daß das Gemütsleben unsers Volkes trotz des äußern Glanzes der Kultur in den letzten Jahrzehnten keine Vertiefung und Verinnerlichung erfahren hat.

Ist nun aber das Dichtergemüt wirklich etwas so Fernliegendes, Fremdes und Unbegreifliches für den gewöhnlichen Sterblichen? Wir alle haben doch Zeiten gehabt, wo sich etwas Dichterisches in uns regte; wir alle waren

Kinder, und sind diese nicht die unschuldvollsten und oft phantasiereichsten Dichter? Und wen hat nicht in der Zeit der grünen Liebe der holde Wahnsinn der Poesie ergriffen? Und wer möchte sich im Ernste das aberkennen, was wir Gemüt nennen? Wort und Begriff haben eine ungemein interessante Geschichte. Es ist ursprünglich weit umfassend wie Geist und Seele und Sinn und umschließt das Denken, das Fühlen und das Wollen. Nach Adelung (1796) bestimmt das Gemüt als die Seele in Ansehung der Begierden und des Willens, sowie die Seele in Ansehung des Verstandes und der Vernunft oft der Geist genannt wird; bei Campe (1808) wird es als das gesamte Begehrungsvermögen, sowohl das vernünftige wie das sinnliche, bezeichnet; und er hebt hervor, daß es seit einigen Jahren zum Modeworte für Seele geworden sei. Die Romantiker waren es besonders, die den weit umspannenden Begriff verengerten; so bezeichnet es zunächst das sanfte, liebende Begehren und schränkt sich schließlich immer mehr auf das Gefühls- und Empfindungsleben der Seele ein. Das Gemüt tritt in Gegensatz zum scharfen Denken und zur Tatkraft; es wird mehr leidend als tätig gedacht, es wird zur Welt des reichen und weichen Gefühls. Aber zugleich, wie es das gefühlvolle Herz bedeutet, wird es besonders dem Dichter beigelegt; Poesie und Gemüt erscheinen als gleichbedeutende Begriffe, und das Vermögen des Gemüts ist die Phantasie, das Genie, und somit die rechte Geburtsstätte für Kunst und für das Schöne, die empfangende und schaffende Einbildungskraft. Gemüt wird zum Spiegel der Welt, der nicht bloß aufnimmt, sondern auch zurückstrahlt.

Schon früh hebt ein gewisser Nationalstolz die Tiefe und die Innigkeit gerade des deutschen Gemüts hervor, und wenn es auch eitel Torheit ist, dieses freilich unübersehbare Wort auch dem Begriffe nach andern Nationen abzusprechen, so können wir doch wohl sagen, daß die Innerlichkeit, die schon Tacitus bei den Germanen rühmt, ein Charakterzug des Volks seit uralter Zeit ist: die persönliche und herzliche Hinnegung von Person zu Person, auch zu den Waffen, zu Roß und Schiff und zu den Tieren, die mystische Hinnegung zur Natur, besonders zu Wald und Meer, der Hang zur Häuslichkeit, zum Familienleben, ja auch zu Gastlichkeit und Trinkgelagen. Bei Fischart ist das deutsche Gemüt gegründet in Redlichkeit, Festigkeit, Zuverlässigkeit, Dankbarkeit und Treue. Später tritt das reine Empfindungsleben mit Ernst und Wahrhaftigkeit in den Vordergrund, so bei Luther und bei Arndt; und Heine rühmt die tiefe Urkraft des Volksliedes, die in der edeln majestätischen Herrlichkeit des deutschen Volksgemüts wurzelte. Friedrich Schlegel orakelt etwas verschwommen, wie es die Art der Romantiker ist: „Sinn, der sich selbst sieht, wird Geist; Geist ist innere Geselligkeit; Seele ist verborgne Liebenswürdigkeit. Aber die eigentliche Lebenskraft der innern Schönheit und Vollendung ist das Gemüt. . . Dem Zauberstabe des Gemüts allein tut sich alles auf.“ Ein Wort eines griechischen Weisen lautet: Gleiches wird nur durch Gleiches erkannt. Es ist daselbe, was im Faust der Erdgeist sagt: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst.“ So wird auch niemand einen Künstler begreifen, wenn nicht etwas vom Künstler in ihm selber steckt, niemand einen Dichter ganz verstehen, der sich nicht mit kongenialem Verständnis in ihn hineinzu-

denken, hineinzuempfinden und ihm nachzuschaffen vermag. Freilich wie tief bleibt dieses Nachschaffen, dieses Genießen und Verstehn hinter dem wirklichen Schaffen zurück! Und so hat man denn auch von alters her als göttlich die Wundergabe des Dichtergenius gepriesen: mit Worten zu künden, was in Duft und Dämmer des innersten Herzens schlief, den Urtonen der Menschenbrust den Klang zu verleihen, der ureigen aus dem Erlebten hervorrauscht und doch die Saiten jeder empfänglichen Menschenseele mitzittern und mitklingen läßt. Apollo und die Musen verleihen dieses köstliche Geschenk. Melpomene weicht mit mildem Blick ihre Lieblinge und gibt ihnen die Kraft, zu schauen, was andre Menschen nicht schauen, zu sagen, was sie freudvoll empfinden, was sich leidvoll in ihrem Busen regt, und so die Herzen der Menschen zu bannen durch die künstlerische Verbindung von Rhythmus und Sprache, von Gefühl und Gedanken, von Stoff und Form, von Einzelem und Allgemeinem. Die Dichter geben uns deshalb auch den besten Einblick in das Wesen des dichterischen Gemüts. Schiller lebt und webt in dem stolzen Gedanken, daß nur der Dichter der wahre und eigentliche Mensch sei, nur von ihm sei für die Sache der Menschheit Ernsthaftes und Heilsames zu erwarten; der Philosoph sei nur eine Karikatur im Vergleich zu ihm. So ruft er den „Künstlern“ zu: „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben, bewahret sie! Sie sinkt mit euch. Mit euch wird die gesunkene sich heben! Der Dichtung heilige Magie dient einem weisen Weltenplane, still lenke sie zum Ozeane der großen Harmonie!“ Für Schiller ist die Dichtung eine ewige Quelle der Verjüngung, eine Trösterin, Erbauerin, die immer wieder den Menschen zuruft:

Werft die Angst des Irdischen von euch!
 Fliehet aus dem engen, dumpfen Leben
 In des Ideales Reich!
 Flüchtet aus der Sinne Schranken
 In die Freiheit der Gedanken.

Ich erinnere ferner an die „Macht des Gefanges,“ „Pegasus im Foch,“ „Die vier Weltalter,“ „Die Poesie des Lebens,“ „Das Mädchen aus der Fremde.“

Das Werk der Weltliteratur, das uns am tiefsten in das Leben und Weben eines Dichterherzens hineinführt, ist Goethes „Tasso.“ Es ist eine Tragödie des Dichtergemüts, denn das Werk gibt uns nicht nur die Psychologie des gesunden Dichterherzens, sondern auch die Pathologie des kranken Poetengemüts. Goethe hat nichts gedichtet, was er nicht an sich erlebt hätte; es mußte ihm die Brust schwellen, mußte ihm auf den Nägeln brennen. So wurde er ein Dichter der Wirklichkeit, der Anschauung und des lebendigen Gefühls; darum läßt er schon im „Götz“ den in dem Liebesrausch verzückten Franz sagen: „Nun weiß ich, was den Dichter macht: das von einer Empfindung volle Herz.“ Und so hat denn Goethe auch alles, was ihm an Befeligendem und Niederbeugendem das Herz durchzog, in dieser Dichtung niedergelegt; so auch den Widerstreit von Ideal und Wirklichkeit, den er so schmerzlich empfand, den Widerstreit zwischen seinem Dichterberuf und seinem staatsmännischen Amt. Schon den Knaben Goethe beschäftigte der Stoff des

„Tasso,“ sodaß er den unglücklichen Italiener auf sein Puppentheater brachte. Und später: wie viele merkwürdige, ja wunderbare Übereinstimmungen zeigte sein Leben mit dem Tasso's! Beider vielgeliebte Schwester hieß Cornelia. Zum Juristen hatte auch den Tasso einst der Vater bestimmt, aber er trachtete nicht nach dem Richterbarrett und Richtertalar, sondern nach dem Lorbeer der Unsterblichkeit. Beide führte das Leben an einen kleinen Hof, und beide wurden erfüllt von der Liebe zu einer unerreichbaren Frau. Und vor allem: beide empfanden als gottbegnadete Dichter auf das tiefste den bitteren Gegensatz zwischen den Träumen der Phantasie und den nüchternen Forderungen der Wirklichkeit. Beide lebten und litten ein Leben, wie es das Dichterherz so mit sich bringt, das ewig unruhig, bald freudvoll, bald leidvoll bewegt ist.

Als Herder die Goethische Dichtung las und hinter dem Schleier der fernen Zeit, des fernen Ortes, der längst entschwundenen Personen die greifbar nahe Wirklichkeit, den Musenhof Weimar mit seinen bedeutendsten Vertretern, erkannte, da schrieb er: „Goethe kann nicht anders als sich selbst idealisieren und immer aus sich schreiben.“ So hat Goethe in der That sein Herzblut in den „Tasso“ hineinströmen lassen, und so ist dieses Drama nicht nur ein Bekenntnis von dem, was ihn in Weimar am tiefsten bewegte, nicht nur eine große Beichte, sondern vor allem ein Dichterbild ohnegleichen geworden.

Im Lustgarten von Belriguardo wandeln die Prinzessin Leonore von Este und die Gräfin Leonore Sanvitale in trauter Zwiesprach einher. In ihre frohe Frühlingsstimmung mischt sich als leiser Mißklang der Gedanke an ihre nahe Trennung. Denn die Pflicht ruft die Gräfin zu ihrem Gatten und dem Sohne zurück. Beide sind edle Frauengestalten. Wie die Lilie steht die Prinzessin in ihrem zarten Wuchs, mit ihren feinen, vom frühen Leiden verklärten Zügen neben der voll entfalteten Rose, neben der üppigen Schönheit ihrer Freundin. Wohl ist sie die tiefere, seelenvollere, ja sie ist nicht nur eine tief empfindende Dichterin, sondern auch eine ernste, begeisterte Schülerin des Plato; doch auch die Gräfin ruht gern mit Ohr und innerm Sinne gar freundlich auf des Dichters Reimen aus, „der uns die letzten, lieblichsten Gefühle mit holden Tönen in die Seele flößt.“ Ja sie weilt am liebsten auf der Insel der Poesie in Lorbeerhainen. Und wie die Prinzessin auf Tasso ihre Worte lenkt, schildert sie fein und zart nicht nur den Freund, sondern überhaupt den Dichter, der in den Reichen süßer Träume schwebt, mit den Worten:

Sein Auge weilt auf dieser Erde kaum,
 Sein Ohr vernimmt den Einklang der Natur;
 Was die Geschichte reicht, das Leben gibt,
 Sein Busen nimmt es gleich und willig auf:
 Das weit zerstreute sammelt sein Gemüt,
 Und sein Gefühl belebt das Unbelebte.

Sch denke, es verlohnt sich der Mühe, bei diesen Sätzen etwas zu verweilen; sie werden uns den Schlüssel geben zu den geheimnisvollen Wundern des Dichtergemüts. „Sein Auge weilt auf dieser Erde kaum.“ Wer in Gedanken, noch dazu wer in dichterische Träume versunken ist, dem entschwindet die Wirklichkeit, der vergift Zeit und Ort darüber, und sein inneres Auge ist geöffnet für die Welt des schönen Scheins, die er mit Bildern und Gestalten

seiner Einbildungskraft anfüllt; er schwebt in den lichten Höhen des Reichs der Ideale; hat dem Dichter doch Zeus bei der Teilung der Erde verheißen:

Wilst du in meinem Himmel mit mir wohnen,
So oft du kommst, er soll dir offen sein!

Aber hier lauert auch die Gefahr zugleich, daß der Dichter den Boden der Wirklichkeit verliere, daß er phantastisch werde, überschwenglich, ekstatisch, wie Klopstock, wie Tasso selbst, der bald im Übermaß der Freude frohlockt, bald sich der Selbstzerstörung des verzweifelnden Gemüts mit Wonne der Wehmut hingibt und so das rechte Augenmaß für die Dinge und die Verhältnisse dieser Erde verliert. Aber etwas Träumerisches und zugleich etwas Hellseherisches hat man zu allen Zeiten in dem gottbegnadeten Dichter gesehen; vates ist Dichter und Seher zugleich. Dessen Auge reicht zurück zu den Quellen der Erscheinungen — er „belauscht der Dinge geheimste Saat“ — und zugleich in die Zukunft: er sieht kommende Größe.

„Sein Ohr vernimmt den Einklang der Natur.“ Ein schweres, tiefes Wort! Wir gewöhnlichen Sterblichen hören wohl ein mißtönendes Durcheinander in Natur und Menschenleben von Haß und Streit und Neid, von Leidenschaften und Unvernunft; wir stehn ratlos der Grausamkeit der Elemente gegenüber, die das Gebilde der Menschen hassen und in sinnloser Wut zerstören. Wie ungereimt, wie disharmonisch erscheint uns oftmals das Weltgetriebe! Der Dichter aber vernimmt die ewige Harmonie der Sphären, von der schon die Pythagoräer träumten; er erkennt das Wesenhafte, scheidet es von dem Zufälligen und Alltäglichen und findet das ewig Verwandte und Einheitliche zwischen den Erscheinungen der Natur und den Regungen der Menschenseele. Wir lesen im „Faust“:

Wodurch bewegt der Dichter alle Herzen?
Wodurch besiegt er jedes Element?
Ist es der Einklang nicht, der aus dem Busen dringt
Und in sein Herz die Welt zurücke schlingt?
Wenn die Natur des Fadens ewge Länge,
Gleichgültig drehend, auf die Spindel zwingt,
Wenn aller Wesen unharmonische Menge
Verdrießlich durcheinander klingt,
Wer teilt die fließend immer gleiche Reihe
Belebend ab, daß sie sich rhythmisch regt?
Wer ruft das Einzelne zur allgemeinen Weihe,
Wo es in herrlichen Akkorden schlägt?
Des Menschen Kraft, im Dichter offenbart.

In alle die Unruhe und Unrast des Lebens bringt der Dichter Ruhe und Behagen, er löst die Disharmonien in Harmonien auf, denn ihm ist das Vergängliche nur ein Gleichnis des Unvergänglichen, des Ewigen. Einem Dichter, wie Goethe, der zugleich ein großer Naturforscher, der Entdecker der Metamorphose der Pflanzen war, dem sich der fruchtbare Gedanke der Entwicklung enthüllte, dem war die Natur ein Mysterium Gottes; das Kleine wie das Große in ihr war ihm ein Gottesgedanke, ein Wunder an Schönheit, an Weisheit und für seinen Künstlerinn ein Beweis von der Einheitlichkeit der Schöpfung:

Wie alles sich zum Ganzen webt,
 Eins in dem andern wirkt und lebt!
 Wie Himmelskräfte auf und nieder steigen
 Und sich die goldnen Eimer reichen,
 Mit segenduftenden Schwingen
 Vom Himmel durch die Erde dringen,
 Harmonisch all das All durchklingen!

So wird der Dichter zum Dolmetsch ewiger, auf Ordnung und Schönheit hinielender Schöpfungsideen.

„Was die Geschichte reicht, das Leben gibt, sein Busen nimmt es gleich und willig auf.“ Was anders soll das heißen, als daß sich der Dichter mit der lebendigsten Hingebung und Sympathie in das Sein vergangner Zeiten und Geschlechter versenkt und nicht minder willig und offen ist allen Eindrücken der Gegenwart gegenüber? Nichts Menschliches ist seinem Busen, das ist seinem schaffenden Genius, seinem mitempfindenden Gemüte fremd.

In diesen beiden Zeilen ist also der Stoff und ist zugleich die Aufnahmeweise des Stoffes umschrieben. Jener ist die Geschichte und das Leben, diese ist die gleiche, alle Zeiten umspannende, willige Teilnahme. Es ist die Liebe zu Welt und Leben, zum Menschenwesen; den echten Dichter durchdringt: die schaffende Liebe, die sich ihres Werkes freut und ihres Werkes pflegt, die Liebe zum Großen und zum Kleinen, sowohl zu dem Erhabnen, Ernsten und Heiligen, was die Geschichte bietet, wie zu dem Anmutreichen, Heitern, Lieblichen, das in verborgnen Winkeln blüht. Die Liebe, die Weltbehagen, die Humor heißt. Dessen Hauptquellader ist ja gerade das Gemüt mit seiner Innigkeit und Tiefe, seiner Freudigkeit, die alles Ungemach überwindet, neben dem Schatten auch das Licht, neben den Dornen auch die Rosen, neben den Sümpfen auch die reinen Quellen sieht. Die Liebe zum Weibe, zu den Kindern, zur Heimat und zu heimatlicher Art, zum Vaterlande, die Liebe zum Volke und allem Volkstümlichen in Aberglauben und Sitte; die versöhnende Weltliebe, die — wie bei Goethe — das Erforschbare erforscht und das Unerforschliche in Andacht ehrt, weil es das Unergründliche als die Wurzel des Ergründlichen betrachtet. Die innige und sinnige Naturliebe, die sich versenkt auch in das bescheidne Blümchen, alles belauscht, was sich regt und was da krecht und fliegt, die sich begeistert an der Erhabenheit des Meeres und der Berge, der Heide und des Moores oder des Himmels mit seinen Milliarden von Sternen. So ist das Dichtergemüt empfänglich für alles Große und Schöne in Natur und Menschenleben.

Und wie behandelt es der Dichter? Darauf antwortet unser Goethewort: „Das weit Zerstreute sammelt sein Gemüt.“ Hier also sehen wir noch die ursprüngliche, weitere Bedeutung des Wortes; es ist so viel wie Geist, ja der ordnende Verstand, die besonnene Arbeit, die sich mit Begeisterung paaren muß, soll etwas vollendetes erstehn. Aus wieviel Einzelbeobachtungen setzt sich zum Beispiel irgendeine Gestalt eines Romans, eines Dramas zusammen, wie aufmerksam muß der Dichter beobachtet haben! Oder wenn er eine ferne Zeit wieder heraufführt und uns anschaulich machen will, muß er Entlegnes, Fremdes, Gegenfälliges zusammenschweißen. Das heißt in Wahrheit Gestalten, Formen! Keine bunte Mosaik dürfen die Einzelheiten ergeben, sondern sie müssen sich zum Ganzen voll Lebenswahrheit zusammenschließen. Welche

Welt des weit Zerstreuten umschließt zum Beispiel der „Faust“! Ich erinnere nur an die Helena, an den Kaiser und seine Pfalz, an den Renaissancemenschen Faust, an den Spötter Mephisto, an die holde Blüte deutschen Bürgertums, Gretchen. „Lebendiges Gefühl der Zustände und Fähigkeit, sie auszudrücken, macht den Poeten,“ sagt Goethe. In diesem Sinne liegt also der Reichtum des Gefühls oder des Herzens in der Stärke der Kraft, Eindrücke tief in die Seele eingraben zu können, diese Einschnitte wie Furchen und Gleise zu erhalten, sodaß sie die Erinnerung leicht wiederfindet und sich in ihnen fortbewegt; das Fortspinnen angesponnener Fäden, das folgerichtige Fortentwickeln ganzer Begebenheiten und Charaktere, die Verknüpfung des Selbsterfahrens und des an andern Aufgefaßten: alles das ist von höchster Wichtigkeit für das dichterische Schaffen. Die Energie der Erfahrungen vom Menschenherzen und von der Welt, die Kraft der Verallgemeinerung des Einzelnen, die Verschmelzung von Innen- und Außenwelt: das ist Sache des Dichtergemüts. Darum ist auch alle Dichtung symbolisch: überall finden wir in ihr ein Inneres, das sich in einem Äußern darstellt, oder ein äußerliches Bildliches, das durch eine Innerlichkeit befeelt ist. Wir nennen in der Poetik die Übertragung des Geistigen auf das Sinnliche oder des Sinnlichen auf das Geistige eine Metapher. Die Metapher ist nur der sprachliche Abdruck des innern Vorgangs, worin Welt und Seele im Dichter zusammenrinnen. So endet auch Goethe die Schilderung des Dichters im „Tasso“ mit den Worten: „Und sein Gefühl belebt das Unbelebte.“ Der Dichter schließt die unbelebte Natur, wie Pygmalion die Marmorstatue, an sein Herz, und sie beginnt sich zu erwärmen und zu beseelen. Da wirft die Fürstin Sonne den Purpurmantel um die Schultern, da regt der Wind die Flügel, rast das Feuer, stürmt jauchzend der Bach ins Tal, klagt und ächzt der Sturm in den Zweigen, weint der Regen hernieder; da schlummern mit gesenkten Blütenglöckchen die Blumen, da träumt der Wald im Abendfrieden, oder es wiegen sich im Morgenwinde die jungen Zweige, und die Blumen schauen uns mit ihren Kinderaugen freundlich an. Der Mond labt sich im Meer, oder er schaut kläglich vom Wolkenhügel aus dem Duft hervor, oder sein freundlicher Zauberhauch umsäuselt die Beeren des Weinstocks. Ich erinnere an „Ganymed,“ „Märlieb,“ „Herbstgefühl,“ „Willkommen und Abschied.“ Ich erinnere an Mörike und an Eichendorff. Alles das ist die Sprache des dichterischen Gefühls, das eine verwandte Seele der Erscheinungswelt leiht, sodaß diese lebt, atmet, träumt, voll Ahnungen und Stimmungen, voll Hoffnung und Furcht ist, wie der Mensch in seiner Freude oder Dual. Der Dichter ist ein König hier auf Erden, er gebietet den Elementen, und sie beginnen zu leben; er ruft zum Einklang Natur und Geist, er entkräftet das schlummernde Geheimnis, wie Eichendorff die Losung für den Dichter ausgibt:

Schläft ein Lied in allen Dingen,
Die da träumen fort und fort,
Und die Welt hebt an zu singen,
Triffst du nur das Zauberwort.
(Schluß folgt)

